

VERGÄNGLICH

RICHY GUITAR

»Die Ärzte« in einem Film? Ganz richtig. Michael Laux, Berliner FUB-Absolvent, hat zusammen mit ihnen seinen ersten Spielfilm verbrochen, ein ziemlich albernes, nichtssagendes Teeniemachwerk. Mit ein paar Garantierezepten zur Hand und der Mischung bewährter Genrelemente begibt er sich aufs Glatteis und fliegt auf die Schnauze, denn Mischen ist gar nicht so einfach. Der arbeitslose und arbeitsunlustige Richy (Jan Vetter) sieht gut aus und träumt den großen Traum von der eigenen Band und Starrium. Ingrid van Bergen spielt die verständnisvolle Mutter in der Hausfrauenschürze, der Vater ist der jähzornige biersaufende Arbeiter im Unterhemd. Das Publikum erkennt das Milieu wieder, seine Träume und freut sich, diese Geschichten machen schließlich Spaß. Richy läßt sich auch nicht unterkriegen und geht auf die Suche nach seiner Band. Dabei stolpert er über den verrückten Igor (Bela B. Felsenheimer), der seinen ersten Auftritt als Hamburger (den zum Reinbeißer) hat und dem alles Wurst ist, Hauptsache, mit Curry drauf und auf Hans (Hans Sahnie Runge), der den Durchblick hat und dem das alles viel zu unprofessionell ist, der es schon gar nicht haben kann, wenn Privatsachen dazwischen funken. Richy hat nämlich auch eine kleine Freundin, ein kindlicher Gudrun Landgrebeverschnitt, die irgendwann mehr schlecht als recht versucht, die Sängerin zu mimen. Das ist zuviel und dann noch nicht mal 'ne richtige Anlage. Hans nimmt Reißaus. Doch Richy kämpft weiter. Für seinen Traum geht er sogar arbeiten und schleppt für ein paar Groschen Säcke in einer Lagerhalle. Zusammen mit seiner Teenagerliebe zieht er in seine jämmerliche Einzimmerklausen, versteht sich blendend mit dem Opa von nebenan, der später grausamerweise ins Altersheim verschleppt wird. Als Richy, weil er bockig ist, seinen Job verliert, stiehlt er seiner Freundin den letzten halben Hunderter, die für seine Leidenschaft kein Verständnis hat und ihn verläßt, und Nena nach einem Konzert, wo er sich als Roadie verdingt, den Verstärker und die Gitarre. Hans kehrt zurück und in tiefen Kellern proben »Die Ärzte« verbissen, erst holprig, dann immer besser, ihre Lieder. Mit einem Skandal soll für den Durchbruch gesorgt werden. Der erste Auftritt ist auf der Autobahn vor den Avus-Tribünen angekündigt. Die Zuschauer im Kinosaal reißen sich die Hände. Jetzt werden sie berühmt und Richy kriegt seine Freundin wieder. Aber nichts da, die Geschichte läuft nicht so. Zwar fängt sie so an, wie alle diese Geschichten, offene Mäuler, der Film ist zu Ende. Erst reitet der Regisseur unbeholfen auf den Klischees herum, dann schämt er sich dafür. Bis auf ein paar ganz nette Gags und Bilder, ziemlich langweilig.



Foto: Ralf Nees

STUNDE X

Der Name **Stunde-X** ist so ziemlich das Schwächste an den Vieren. Sonst bieten **Bodo** (20, Gesang), **Panni** (21, Baß/Chor), **Tommy** (18, Gitarre) und **Olli** (18, Schlagwerk) vieles von dem, was man von einer geilen Newcomer-Combo erwartet: Jugendlichkeit, Charme, siegessichere Spontaneität, Stillsicherheit, eine gehörige Portion musikalischer Frechheit und den gewissen »Hungers«, den die meisten ihrer Alters- und Zeitgenossen so sehr vermissen lassen.

Drei Auftritte habe ich bisher miterleben dürfen: die drei waren umwerfend. Umwerfend lustig, umwerfend flott, umwerfend lebenswert und umwerfend gut! Daß ich letzten Endes doch nicht umgeworfen wurde, lag wohl vor allem daran, daß das Publikum zum großen Teil aus jungen Herren und kreischenden Mädchen um die 17 bestand, die offensichtlich auch nicht die Absicht zeigten, mich umzuwerfen, obwohl die Stunde-X die Sau rausließ. Sänger Bodo tobt über die Bühne, zerschmettert schon im ersten Stück, einer Coverversion des Instrumental-Hits »Pipeline«, ein Tambourin. Eigene Stücke wie »He Du« wechseln mit einem Eins-A-Repertoire aus Versions, z. B. »Do Anything You Wanna Do« von Eddie & the Hot Rods oder »Help«. Exzellent auch die A-capella-Version von »Tired of Waiting« der Kinks.

Die mittlerweile auf vielleicht 50 bis 100 Leute angewachsene, total eingeschworene Fan-Gemeinde feiert Programm und Truppe enthusiastisch ab. Sie stampfen mit den Absätzen auf dem Boden, als ob sie den Rücken eines zu besiegenden Feindes treten würden. Und es könnte sein, daß es (wieder einmal) die bereits fertige Generation ist, die sie unter ihren Füßen glauben. Dabei bedienen sich die **Stunde-X** zu einem gut Teil am Ideenshop der 60er, mit einer kräftigen Punk-Beimengung. Das wäre ja nun nicht unbedingt neu; neu ist vielmehr die Art, wie die Ixe das bringen: So, als hätten sie's erfunden. Und wenn man die Truppe sieht, will man's glauben. Eine 10''-Maxi (auf **Sneaky Pete Recs**), die voraussichtlich im Mai kommt, soll beweisen, daß die Jungs das auch

auf dem aalglatten Vinyl bringen; der erste Schritt in Richtung Halbamateure war die Begleitour mit den **Television Personalities** und den **Times**, die die Düsseldorfer Youngstars bis nach Bologna führte, der Stätte, wo bereits 1984 eine andere Düsseldorfer Band einschlug wie ein Schrapnell, aber davon ein andermal ... Jetzt will ich mir die Möglichkeit nicht entgehen lassen, das erste SPEX-Interview mit **Stunde-X** zu präsentieren ...

X: Wie bezeichnet Ihr Eure Musik?
Bodo & Panni: Paisley-Punk!
X: Wen wollt Ihr damit erreichen?
BP: Alle, die uns verstehen und das auch verdienen!
X: Wie sieht Eure Historie aus?
BP: Stunde-X entstand vor 3 bis 4 Jahren, wir kannten uns alle aus Punk- und Beat-Bands ...
X: Was habt Ihr damals gespielt?
BP: Das selbe wie jetzt, nur viel schlechter.
X: Was beeinflusst Euch?
BP: 60er-Garagenbands, wir hören das ja schon seit vier Jahren, guten 77er-Punk, Pop-Art-Bands, Neil Young, Nikki Sudden, ja und natürlich die Vacants, ich habe aber meine Cassette zufällig nicht dabei ...
X: Was habt Ihr?
BP: Nicht bei Fabrizio essen zu dürfen, Perfektionisten und Techniker-Typen, die auf hundertzweihundertstel Noten achten, Screwdriver und immer auf unseren Gitaristen warten zu müssen.
X: Euer Ziel?
BP: Daß aus einer optimalen Verbindung der 63er und 77er Ideen ein neuer Knall entsteht, der den ganzen derzeitigen Mist auslöscht. In diesem Kampf sind wir die Sperrspitze eines neuen Musikbewußtseins. Das **Creation**-Label beispielsweise arbeitet in dieser Richtung, es ist ein Kampf für eine neue Sache. Wir müssen es wieder schaffen, daß Jugend als bewußtes Stadium und nicht nur als Vorstufe zum Erwachsensein begriffen wird. Noch ist diese Bewegung keine Massenbewegung, aber interessante Bewegungen sind ja immer elitär.

Stunde-X, ein voraussehbares Ereignis großen Ausmaßes, demnächst: **6.4. in Kassel, 7.4. in Grömitz** an der Ostsee beim Mods Mayday 85.

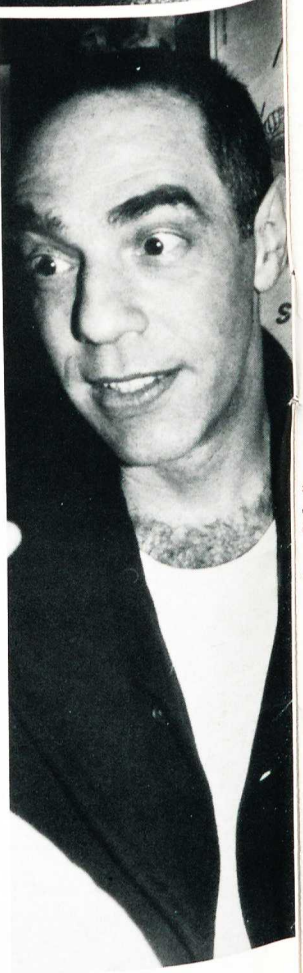


Foto: P. Gall

DEREK JARMAN

ÄSTHETIKDERÖKONOMIE

»Love is too young to know what conscience is, yet who knows not conscience is born of love«
 Derek Jarman, einer der interessantesten Filmemacher Londons mit wunderschönen Augen, ein facettenreicher Gradwanderer zwischen experimentellem Underground und professioneller Avantgarde, brachte auf den diesjährigen Berliner Filmfestspielen sein neuestes Filmkunstwerk zur Uraufführung. »Ich wollte diesmal einen sanften, romantischen homosexuellen Film machen. Die meisten homosexuellen Filme, auch meine eigenen, sind voller Gewalt.« »Angelic Conversations«, eine Liebesgeschichte aus dem Kino der kleinen Gesten, hat kaum etwas von der Mischung aus archaischer Gewalt und fantastischer Märchenhaftigkeit, die seine frühen Spielfilme »The Tempest« (1979) und »Sebastiane« (1976) ausmacht. Kompromißloser als je zuvor verarbeitet Jarman den Umstand ökonomischer Produktionsschwierigkeiten in eine adäquate ästhetische Form.

»Angelic Conversations« steht in der Tradition von Super-8 Homomovies, die Jarman seit 1970 zusammen mit Freunden und mit wenig Geld dreht, eine Art optisches Tagebuch. Als er vom britischen Filminstitut 50000 Pfund bekommt, wird in Windeseile aus dem vorhandenen Super-8 Material ein 35 mm Kinofilm gemacht. Eine dreiste Meisterleistung. Die einzelnen Heimkinostreifen wurden mit einer Laufgeschwindigkeit von 3 Bildern pro Sekunde auf die Wohnzimmerwand projiziert (normalerweise 24 Bilder pro Sekunde), um die Zeit zu dehnen, mit Video abgefilmt, in 5 Tagen auf Video geschnitten und dann auf 35 mm umkopiert. In 2 Tagen wird die Musik aufgenommen, die teilweise von »Coil« (ehem. Teil von »Psychic-TV«) komponiert wurde. Jarman arbeitet regelmäßig mit »Psychic-TV« und »Coil« zusammen, die die Musik zu seinen Filmen machen, während er die Filme für die Bühnenauftritte von »Psychic-TV« herstellt. Mit der bekannten englischen Schauspielerin Jude Dench wurden Shakespeare-Sonetten aufgenommen, die dem Film sowohl die sprachliche wie thematische Struktur geben. »Angelic Conversations« ist unter anderem auch als Kommentar zu einer homoeroticen Leseweise der Shakespeare-Sonette zu verstehen.

Zu sehen ist fast nichts mehr, im gängigen Sinn. Die aufgelöste Grobkörnigkeit, die auf wenige morbide Töne reduzierte Farbskala, die starken Hell-Dunkelkontraste lösen die Bildstruktur bis zur Abstraktion auf. Die Bewegung wird durch die verlangsamt Projektion veyeuristisch gedehnt. Ähnlich der Überblendtechnik einer Diashow ist sie durch die fast unsichtbaren Videoschnitte trotzdem fließend. Übrig bleiben märchenhafte Gemälde kleiner zärtlicher Liebesgesten, losgelöste Bilder, die ungebrochene Körperlichkeit ausdrücken und von keiner Handlungs- oder Personenstruktur zusammengehalten werden, sondern nur durch die Zeit. Das Gewicht einer Tonne, die ein Mann trägt, die Lust des schwimmenden Mannes, wenn er das Wasser auf der Haut spürt (Musik: Peter Grimes), die sanfte Reinigung des Freundes mit Seifenlauge, die enge Berührung der Haut zweier ringender Männer (Musik: Benjamin Britten); die Küsse, mit denen der Mann seinen schlafenden Liebhaber bedeckt, werden spürbarer und elementarer.

Der Film ist in produktiver Weise Ausdruck seiner ökonomischen Entstehungsbedingungen. Das Schöne an »Angelic Conversations« ist nicht, oder nicht nur, daß Finanzlage und Kunstprodukt zusammenhängen (selbstverständlich tun sie das) und daß Jarman mit mehr Geld niemals die Bilder und die Bewegung derartig aufgelöst hätte, um Geld zu sparen. Das Schöne ist, daß die Auflösung der Bilder nicht zum bloßen Mittel zum Zweck verkommt, sondern sich zu einer ganz neuen, fremdartigen Ästhetik verselbständigt. Trotzdem sollte man sich den Film nicht morgens um 1.00 Uhr ansehen, jedenfalls nicht, wenn man kaum geschlafen hat. *Mechthild Holter/H.M. Fendel*

STRAWBERRY SWITCHBLADE

Visuell fällt Strawberry Switchblade sofort ins Auge, und es lohnt sich, genauer darauf einzugehen, repräsentiert es doch das Wesen des Pop in diesen Tagen: Das Vermischen von Stilen und den dazugehörigen Accessoires, um daraus etwas Neues entstehen zu lassen. Jill Bryson, die grössere, rothaarige und Rose McDowall, die kleinere, schnuckeligere, sind eine Mischung aus Vogelscheuche, Punk und Schwarzwaldmädels; übermäßig die flatternden, knallbunten Kopfbänder, klotzige Hals- und Ohrenschmuck, überakzentuiert das starke, fast unbeholfen verschmiert wirkende Make-Up, das den Strawberryss einen Hauch von sympathischer Schlampigkeit verleiht.

Rose und Jill sind, wie so viele andere auch, Kinder der britischen Punkbewegung und weitgehend von ihr inspiriert. Nachdem sie Anfang letzten Jahres bereits ihre Debut-Single »Trees & Flowers« ohne allzugroße Resonanz veröffentlicht hatten, kam ihre zweite Single »Since Yesterday« weit über einen Achtungserfolg hinaus und sogar in die britische Top-Ten. Jill und Rose sind Schotten, mittlerweile aber ins Popmekka London übersiedelt. Ihr Outfit behalten sie auch im Alltag bei (Rose: »Um uns fertigzumachen, brauchen wir jetzt nicht mehr als eine Stunde«), wobei sie in dem selbst einige Kuriositäten gewohnten London immer noch für einigen Aufruhr sorgen. Was veranlaßt zwei schottische Mädchen, Popmusik zu machen?

Rose: »Nun, hauptsächlich Velvet Underground. Dann war die Anfangsphase des Punk für uns die eigentliche Motivation, Musik zu machen; die Idee, daß jeder in einer Band spielen kann, hat uns den Mut dazu gegeben. Man braucht kein musikalisches Genie zu sein. Wir sind dabei weniger durch die Punkmusik beeinflusst worden, sondern die ganze Bewegung gab uns den Mut, etwas Eigenes zu machen.«
 Seit ihren Anfängen bezeichnen sich Strawberry Switchblade als politisch motivierte Band, allerdings ohne Intention, politische Songs zu schreiben ...

Rose: »Wir bringen schon unsere politischen Ideen und Ideale mit in die Songs ein, versuchen es aber sehr persönlich auszudrücken, auf eine Weise, die nicht unbedingt belehrend sein soll, aber doch unsere Intentionen ausdrückt. Man muß sehr clever sein, einen wirklich guten politischen Song zu schreiben und sich dabei selbst auszudrücken.
 Jill: »Wenn die Dinge schlecht stehen, wie bei der momentan miserablen Wirtschaftslage, wird die Popmusik immer seichter und belangloser, weil die Leute es so wollen; sie fliehen vor den Problemen, wollen sich nicht mit ihnen auseinandersetzen. Das ist auch in Ordnung, wenn eine gewisse Balance vorhanden ist: eine gesunde Dosis Realität sollte stets dabei sein.«
 Rose: »Ein Popsong sollte immer so sein, wie die Person, die hinter ihm steht. Man kann nicht sagen, Pop sollte politisch sein oder nur Spaß, er sollte immer Gefühle und Gedanken des Schreibers zeigen, das ist das Ehrlichste. Es gibt so viele Dinge, die Du mit einem Song vermitteln kannst, Deinen Glauben, Deine Gefühle ...«

Das jüngst erschienene Debut-Album ist geprägt von leichten, im kindlichen Charme gehaltenen, harmlosen, aber nichtsdestotrotz treffenden Popsongs, die sich im Gegensatz zu »Since Yesterday« durch den Einfluß verschiedenster stilistischer Spielarten, wie fast orientalisch anmutenden Elementen in »Deep Water« auszeichnen. Würde bewußt auf einen einheitlichen Stil verzichtet?

Jill: »Das stilistische Element sind unsere Stimmen und mit uns versucht, die Stimmung der Songs musikalisch auszudrücken.«
 macht, man hat uns die Songs verschieden arrangiert und mit uns versucht, die Stimmung der Songs musikalisch auszudrücken.«
 Rose: »Das Album repräsentiert mehr die verschiedenen musikalischen Vorlieben von Strawberry Switchblade, wir probierten noch zuviel aus, als daß es einen stilistisch geschlossenen Eindruck machen kann. Doch wir wollten es eigentlich so haben.« *Ecki Stieg*



Foto: Jörg-Michael Schmitt

VIBRATORS

Was erwartet man eigentlich von einer Band wie den Vibrators, die im Zuge der Punk-Welle nach oben gespült wurde, eine gelungene Debut-LP und einige unvergessene Singles (»Automatic Lover«, »Baby Baby« etc.) veröffentlicht hat. Eine Gruppe, deren Stern aber auch genauso schnell wieder sank. Eine Band, die nach ihrer Wiedervereinigung 1982 eine schlechte LP, »Guilty« und mit »Alaska 127« ein hörbares, konventionelles Rockalbum abgeliefert hat.

Vibrators Foto: M. Kellermann

So machte ich mich denn auf den Weg in die Alabamahalle, mit der Erwartung, vielleicht doch noch etwas vom 77er Flair der Vibrators zu schnuppern und neue, erträgliche Stücke zu hören. Das dachten wohl auch eine Menge älterer Münchner Punkenthusiasten, die nur noch selten in der Alabamahalle zu sehen sind, wenn eine von »ihren Bands« aus längst vergangeneren, glorreichen Tagen spielt. Sie und die jüngeren Semester, die freilich in erster Linie wegen der Meteors gekommen waren, füllten die Alabamahalle recht gut. Aber um es gleich vorwegzunehmen, den Anwesenden bot sich ein Trauerspiel der übersten Sorte. Schlecht inszeniert noch dazu, denn die Vibrators starteten mit dem Höhepunkt, »Automatic Lover«. Dabei war der Sound dermaßen bescheiden, daß von diesem Superfretzer nicht viel übrig blieb. Blitze zu Anfang noch die alte Stärke der Band bei ihren alten Stücken auf, so verlor sich das Ganze sehr schnell in langweiligen, stupiden 08/15-Rock. Der jetzt wohl schon obligatorische Anti-Reagan-Song, »MX-Americas«, durfte auch nicht fehlen. Da half auch »Baby Baby« nichts mehr; es war zwar noch zu erkennen, wirkte aber abgeschliffen und ohne Biß. Nach einer halben Stunde entschieden sich viele für die Biertheke oder die frische Luft. Die Vibrators, bei denen an diesem Abend absolut nichts vibrierte, hatten erst nach über einer Stunde ein Einsehen und verließen die Bühne. *Noe Noack*

